

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 285.

Mittwoch, 6. Dezember.

1916.

Und das Glück kam.

(14. Fortsetzung.)

Von Elisabeth Fricke.

(Nachdruck verboten.)

„Ich hoffe, daß ich nun wieder zur Ruhe komme“, sagte sie, „ich fühle, daß es das Rechte für mich war.“

„Es wird dich auch beruhigen, zu hören, daß der Gegenstand deines Kummeres, das kleine Judenkind, von hier fortgebracht worden ist“, sagte Frau Ferber in ihrer mütterlichen Art. „Die Großmutter hat es mitgenommen.“

„Weil Sie fürchtete, Sie könnten noch weiter versuchen, das Kind für Ihre Kirche zu gewinnen“, sagte Viktor von Dille, der neben ihr saß, leise und ernst. „Das sage ich Ihnen als Arzt, um Ihnen zu helfen, diese Sache zu überwinden; und ich denke, wenn es Ihnen auch im Augenblick vielleicht weh tut, so werden Sie doch eher darüber hinaus kommen, wenn Sie wissen, daß die Leute Ihre Einmischung sehr übel aufnahmen.“

Ein weltentrückter Ausdruck lag über dem ungeschönen Gesicht des alten Fräuleins. Das war das Werk der gnadenreichen Mutter, daß sie ihr den Stein des Anstoßes aus dem Weg geräumt hatte — Gott und alle Heiligen seien gepriesen!

Das Gespräch wandte sich wieder den wunderbaren Heilungen in Lourdes zu. Fräulein Leezien erzählte von Krücken, die in der Grotte hingen, die die Leidenden nach dem Bade in der heiligen Quelle nicht mehr gebraucht hatten, schilderte allerlei Leiden, von deren Heilung sie überzeugt war, und malte die Stimmung, die über dem kleinen Ort lag, aus bis ins kleinste.

So lange das gute Wetter anhielt, blieben Konsul Heubach und seine Familie in Schwalbach. Aber als die ersten Oktoberstürme einsetzten und heftige Regengüsse mit sich brachten, flüchteten die verwöhnten Menschen in ihre schöne und behagliche Villa nach Wiesbaden. Auch Dr. von Dille sprach mit seiner Frau von der Übersiedelung, die in der Regel schon Anfang Oktober vorgenommen wurde. In diesem Jahre hatte der ungewöhnlich warme und schöne Herbst sowie der Besuch der Verwandten den Grund zum längeren Bleiben gegeben. Denn mit dem ersten Oktober hörte die Kirmusik auf, was für Schwalbach den Schluß der Saison bedeutete. Dr. von Dille verlegte dann seine Praxis nach Wiesbaden.

Mix zögerte mit ihrer Zustimmung zur Abreise.

„Es ist jetzt so lange unruhig bei uns gewesen, könnten wir nicht noch ein paar ruhige Wochen hier verleben?“ fragte sie.

„Seit wann bist du denn so ruhebedürftig? Und gleich „Wochen“ sagst du? Wir können doch nicht über Weihnachten hier bleiben?“

„Warum nicht? Mir wäre es recht“, erwiderte Mix milde. Wie ein Hauch von Schwermut lag es über ihrem ganzen Wesen; ihr Mann sah es wohl, aber er hütete sich, eine Andeutung zu machen, woraus seine Frau hätte schließen können, daß er sich irgend etwas dabei dachte. Viktors Vertrauen in Philipp Ferber war grenzenlos; er erinnerte sich einzelner Begebenheiten aus ihrer gemeinsam verlebten Jugend, aus denen er die Gewißheit schöpfte, daß der Freund

einer unehrenhaften Handlung nicht fähig sei. So skeptisch Viktor von Dille veranlaßt war, an diesen, seinen einzigen Jugendfreund glaubte er unbedingt. Er sah daher auch keinen Grund, einzuschreiten, als er merkte, daß seine Frau sich sehr an Philipp angeschlossen hatte.

Seit dem Vorfall im Sommer, als Philipp den Freund darauf aufmerksam gemacht hatte, daß dieser seine junge Frau nicht richtig behandelte, waren wohl die offenen Streitereien vermieden worden, aber wirklich näher gekommen waren sich die Gatten nicht. Viktor hoffte das Beste von der Zeit. Er liebte seine junge Frau noch ebenso sehr als in der Brautzeit, aber noch fehlte ihm der Schlüssel zu ihrem innersten Wesen. Er wußte genau, daß er mit seiner Festigkeit alles verdarb, und doch verlor er immer wieder die Geduld, mit der allein er bei ihr hätte weiterkommen können. Ganz im stillen hoffte er, daß Philipp für ihn bei Mix sprechen würde! — — —

Die junge Frau hatte lange überlegt. Nun sagte sie offen, wie es ihrem Charakter entsprach: „Ich habe geglaubt, wir würden bis zur Abreise deines Freundes hier bleiben?“

„Das ist doch ein Wort!“ rief er, erfreut über ihre Aufrichtigkeit. „Aber Randolph? Den sehen wir ja dann gar nicht mehr?“

„Ach, hast du eine Ahnung! Der hat seinen beiden Freundinnen drüben versprochen, noch ein paarmal zu kommen!“ lachte sie glücklich.

„Ich dachte wirklich, diesmal hätte er sich die Flügel verbrannt, der Schmetterling.“

„Hat er wohl auch; er ist sich nur noch nicht ganz einig, wer von den Mädels es ihm angetan hat, sie sind ja auch beide reizend, jede in ihrer Art.“

„Ich würde Maria vorziehen, das weiß ich bestimmt. Wie das Mädchen sich als Pflegerin bewährt hat, das war einfach großartig.“

„Du — höre mal!“ lächelte Mix, „du wirst dich doch nicht in sie verliebt haben?“

„Bist du eifersüchtig? Ja?“ Er sagte sie um die Taille und sah ihr in das erglühende Gesicht, das sich plötzlich veränderte und müde und traurig aussah. Sofort ließ er sie los. Aber sein Ton war nicht heftig wie sonst in ähnlichen Fällen, sondern trotz der Enttäuschung, die in seinen Worten mitschwang, freundlich und nachsichtig, als er sagte:

„Das wird ein Freundentag, wenn ich erlebe, daß du einmal eifersüchtig bist!“

Nie eilt die Zeit rascher, als wenn wir jede Stunde festhalten möchten, wer hat es noch nicht an sich selbst erfahren? So ging es auch mit der letzten Zeit, die Philipp in Schwalbach verbrachte. Es gab plötzlich noch eine Unmenge zu tun. Einige Male mußte er nach Wiesbaden fahren, um Besorgungen zu machen; er mußte zum Schneider und andere notwendige Ein-

käufe erledigen, da ja in Deutschland alles viel billiger ist und es eine Menge Dinge auf den Inseln überhaupt nicht gibt. Für die Freunde auf Kauai mußten Gegenstände zum Mitbringen besorgt werden, jedoch konnte das wenigstens in Schwalbach geschehen, wo Mir und die Schwestern mitkamen, um ihm zu raten.

So war der letzte Abend herangekommen, ehe man es gedacht hatte. Philipp hatte die notwendigen Abschiedsbefuche in der Stadt bei Freunden und Verwandten hinter sich. Zum Abendbrot war Tante Gretchen gekommen, und die Familie saß gemüthlich um den runden Tisch. Alle waren stiller als sonst, und selbst Fräulein Reeken konnte den rechten Ton nicht finden, womit man sich gegenseitig ein wenig über den bevorstehenden Abschied hinwegtäuscht hätte.

„Ich war heute in Hettensheim“, sagte sie bedrückt; „das arme Lieschen leidet unläglich. Ich traf Herrn Dr. von Dille dort, und er war so lebenswürdig, mit mir zu ihr zu gehen. Er meint, nun ginge es entschieden zu Ende.“

„Es wäre eine Erlösung; übrigens, Tante, ich wollte dir noch eine Kleinigkeit geben für die Kranke.“ Philipp entnahm seiner Brusttasche ein Kuvert und gab es ihr. Fräulein Reeken dankte mit Tränen in den Augen.

Es war beschlossen worden, daß Maria und Frieda mitfahren sollten bis Frankfurt. Philipp hatte sich gesagt, daß seine Familie mit Recht den letzten Abend für sich beanspruchen würde. Aber er konnte auf das letzte Zusammensein mit der geliebten Frau nicht verzichten und war auf den Ausweg gekommen, die Schwestern eine Strecke weit mitzunehmen. Die Mutter, das fühlte er, würde ihm keine Schwierigkeiten bereiten!

Als er wie allabendlich um 9 Uhr aufstand, wollte die vorlaute Frieda etwas sagen. Aber Frau Ferber winkte ihr mit den Augen, zu schweigen.

Mit schweren, müden Schritten ging Philipp den vertrauten Weg nach dem Nachbarhaus. „Zum letzten Mal!“ klang es unaufhörlich in ihm. Nie würde es wieder sein wie heute. Bis er wieder käme, würden Jahre vergehen — Gordon würde heranwachsen — man würde älter sein — vieles würde sich geändert haben. „Aber wir werden dieselben sein“, dachte er fest und trat ein.

Das Bübchen hatte verlangt, daß der Onkel noch zu ihm käme. Viktor blieb im Wohnzimmer, während Philipp Mir folgte. Er neigte sich über das Kind, das in seinem weißen Bettchen friedlich schlief, allen guten Vorsätzen zum Trost.

„Wie wird er sich morgen früh grämen, wenn er merkt, daß er eingeschlafen war“, sagte die junge Mutter, und ihre Stimme schwankte hörbar; „er hatte ganz bestimmt wach bleiben wollen.“

Philipp küßte das schlafende Kind, dann wandte er sich zu Mir.

„Sie werden ihn grüßen und ihm zuweisen von mir erzählen, nicht wahr?“ fragte er und nahm ihre beiden Hände. Ganz nahe zog er sie zu sich heran. Tief senkte er sein Auge in das ihre, dann sagte er leise mit stotternder Stimme: „Und Sie werden versuchen, ihm sein Vaterhaus zu erhalten?“

Tränen traten der jungen Frau in die wunderschönen Augen. Dies war das Schwerste! Wortlos neigte sie das Haupt. Da flüsterte er nahe an ihrem Ohr:

„Aber Sie wissen, daß ich immer da bin. Wenn Sie rufen, denn komme ich!“

In überströmendem Gefühl legte sie die Arme um seinen Hals und küßte ihn.

Das war der Abschied.

(Fortsetzung folgt.)



Still sein, so stille werden,
Stille tragen — alle Fein —
Das soll, Herr, auf dieser Erden
Deiner Siege größter sein.

M. R.

Die letzten Kampfstage vor Monastir.

Von Dr. Stephan Steiner.

II.

Sofia, Ende November.

Doch das verzweifelte Spiel, in dem nicht strategische Erwägungen, sondern die politischen Sonderinteressen die Hauptrolle spielten, mußte fortgesetzt werden. Dies war nicht nur eine Prestigefrage der ganzen, mit so großem Lärm durchgeführten Balkanexpedition, sondern auch die einzig mögliche Rettung Briand's auf diesem verfahrenen Karren seiner Pläne. Die serbischen Revolten wurden durch unbarmherzig durchgeführte Todesurtheile unterdrückt, alle nur verfügbaren Truppen von der übrigen mazedonischen Front in den engen Raum des Tschernaabschnittes konzentriert und die aus Frankreich und England angekommenen Verstärkungen, insgesamt zwei Divisionen und eine russische Brigade, in Eilmärschen an dieses Frontstück geworfen. In den ersten Tagen des Monats November begann nach kurzer Unterbrechung der Kampf von neuem und durch das langanhaltende Trommelfeuer ihrer zahlreichen Artillerie verjüngte sie die bulgarischen Stellungen sturmreif zu machen. Nach erbitterten Infanteriekämpfen gelang es endlich dem Gegner, den Guleberg zu nehmen. Was kostete aber den stürmenden Serben dieser lahle Gipfel? Sechs vergebliche Stürme ließen sie gegen diese Stellung, die vorher durch vierstündiges Trommelfeuer zugehört wurde, so daß der Gegner nicht mehr annahm, daß in diesen vollkommen zerstörten Stellungen sich noch ein lebendiger Mensch aufhalten konnte. Aber die Verteidiger hielten trotz des wahnsinnigen Trommelfeuers stand und die stürmenden Serben erlitten schwere Verluste. Um den Preis weiterer serbischer Gefatomben gelang es endlich, die Höhe zu nehmen, die Ortschaft Bolog wurde von unseren Truppen geräumt und unsere Truppen zogen sich auf die Linie Jarosof—Jven zurück. Die Kämpfe der nächsten Tage spielten sich dann auf dieser Linie ab und waren die heftigsten während der ganzen Kämpfe. Man mußte zu dieser Zeit bereits ernstlich mit dem Verlust Monastir's rechnen, denn die letzte Verteidigungsmöglichkeit war auf der Höhe 1212, in deren Besitz der Feind, wenn er dorthin gelangte, artilleristisch nicht nur die umgebenden Stellungen, sondern auch Monastir beherrschen konnte. Um in den Besitz dieser Höhe zu gelangen, setzte man gegen die Ortschaft Jven eine ganze serbische Division an, die noch durch ein Zouaven-Regiment verstärkt wurde, und gleichzeitig wurde die Klosterhöhe von Jarosof von einer kombinierten französisch-serbischen Division angegriffen. Der Kampf um die von Artilleriefeuer vollkommen zerstörte Ortschaft Jven wüthete mehrere Tage lang. Viermal nahmen die Serben die Ortschaft, doch wurden sie durch überraschende Nachatankriffe der deutsch-bulgarischen Truppen jedesmal wieder hinausgeworfen, als es ihnen dann nach dem fünften Sturm endgültig gelungen war, das Dorf zu besetzen, zahlte diese Division, die in der Gefechtsstärke von 18 000 Mann gegen Jven angeführt wurde, nur noch 6000 Kombattanten. Monastir wurde während dieser Zeit in der größten Ruhe geräumt. Denn nach der Besetzung des Plateaustreiches Vogel-Gruniste war es offenkundig, daß mit Rücksicht auf die großen Opfer eines weiteren Kampfes in diesem Abschnitt Monastir preisgegeben wird, um die Verteidigung in der Höhe nördlich von Monastir zu verlegen, die mit ihrer Eis zum Rabunagebirge aufsteigenden Bodengegestaltung der Verteidigung große Vorteile bietet und den Angreifer immer größer werdende Schwierigkeiten in den Weg legt. Am 15. ist es auch der gemischten französisch-serbischen Division gelungen, die Klosterhöhe von Jarosof, in dem sich ein wüthender grausamer Nahkampf abspielte, zu nehmen und am selben Tag die Höhe 1212 zu besetzen. Sie hatten den beherrschenden Punkt von Monastir in der Hand, doch der Weg der Angreifer war mit Strömen von Blut gedüngt, so daß ein Gegenangriff, der aus taktischen Gründen mit Rücksicht auf die Versammlung der Armees in den Stellungen nördlich Monastir's erforderlich war, die geschwächten serbischen Truppen wieder von der Höhe warf. — Inzwischen war Monastir vollkommen geräumt, die Stellungen nördlich Monastir ohne Störung erreicht und die feste Verbindung mit den Nachbarabschnitten hergestellt, ein weiterer Widerstand wäre zwecklos und ziellos gewesen. So zogen sich die Nachhut der deutsch-bulgarischen Armee, vom Feinde nur zaghaft gefolgt, zum Gros der Armee zurück. Die französisch-serbischen Truppen

konnten von der entvölkerten Stadt, die sie mit hunderttausend Menschenopfern erlauft haben, ohne weiteren Kampf nehmen. — Die Entente wird diesen Erfolg nach alter Gewohnheit aufgebaut in die Welt posaunen, doch die militärischen Kreise, die von der isolierten Lage Monastirs eine genaue Kenntnis haben müssen, werden wissen, daß, was sie mit der Befreiung dieser Stadt erreicht haben, weder auf die mazedonische Front im allgemeinen noch auf die Kriegslage Bulgariens an den anderen Fronten irgendwelchen Einfluß ausüben kann. Die Ereignisse bei Monastir berühren die Kampflage an der Donau nicht im mindesten, und von dieser wichtigen Front wird kein einziger Soldat nach Mazedonien abgezogen werden. Der Schmerz der bulgarischen Nation über den Verlust dieser wichtigen altbulgarischen Stadt wird auch durch diese Erwägung gelindert, daß die wichtigeren Ereignisse auf der rumänischen Front, die in so günstigem Fortschreiten sind, die zeitweilige Preisgabe dieser Stadt forderten. — Monastir ist genommen, aber die bulgarische Armee sieht um das große gemeinsame Ziel in voller Kraft weiter. Wo sind aber die Legionen Sarraills, die gegen das Babunagebirge könnten? (Bens. Bln.)

22 ≡ Bunte Welt. ≡ 22

Aus der Kriegszeit.

Die europäische Automobilindustrie nach dem Kriege. Keine moderne Industrie hat sich durch den Krieg stärker entwickelt und in höherem Maße ihre Bedeutung erwiesen als die Automobilindustrie. Es erscheint heute kaum glaublich, daß nicht mehr als 20 Jahre vergangen sind, seit der erste Wagen mit Motorkraft sich in Bewegung setzte. Unzweifelhaft kann der Krieg für die europäische Automobilindustrie nicht ohne merkbare Folgen bleiben. Die Möglichkeiten dieser Folgen untersucht der englische Automobilfachverständige G. Massar Buist in der „Daily Mail“, und da diese Ausführungen nicht nur auf England, sondern auf Europa überhaupt anwendbar sind, sind sie z. T. für alle beteiligten europäischen Kreise von Interesse. Einerseits werden viele durch den Krieg geschädigte Leute in der ersten Zeit nach Friedensschluß nicht in der Lage oder nicht willig sein, sich einen Kraftwagen anzuschaffen, andererseits wird die europäische Automobilindustrie alle Möglichkeiten, die zum Massenabsatz beitragen können, in Erwägung ziehen müssen. Mehr als je wird es das Ziel sein, kleine und billige Wagen herzustellen. Dies hat seinen Grund in der praktischen Verwendbarkeit dieser Wagen, deren Erkenntnis durch den Krieg unbedingt gesteigert wurde, zweitens in der Notwendigkeit, Wagen zu einem billigen Preise auf den Markt bringen zu können und drittens in dem Bestreben, die europäische Industrie vor einer Invasion und somit starken Konkurrenz leichter amerikanischer Wagen zu bewahren. In betreff der großen und teuren Wagen ist nach Ansicht Buists die amerikanische Konkurrenz kaum zu fürchten, da Amerika auf diesem Gebiete Europa in keiner Weise den Rang abzulassen vermag. Einen der wesentlichsten Faktoren für die Gestaltung der europäischen Automobilindustrie nach dem Kriege erklärt Buist in der außerordentlichen Steigerung der Stahlerzeugung in allen europäischen Staaten, die mit dem Kriege sowohl in den Kriegführenden wie in den neutralen Ländern eingeleitet hat. Wenn der Krieg beendet sei und es kein Bedürfnis mehr für die heute gebrauchten ungeheuerlichen Massen von Munition gäbe, werden plötzlich eine Unmenge von Stahlbetrieben sich nach neuen Absatzgebieten umsehen müssen. Dies werde vor allem auf die konstruktionsweise der Kraftwagen von Einfluß sein, wozu auch der ungeheure Aufschwung der besonders durch das Flugwesen gesteigerten Motorindustrie sein starkes Teil beitragen werde. Man wird daher für den Bau von Automobilen besseres Material als bisher verwenden, und hier scheint dem englischen Sachverständigen das Hauptmoment der Neugestaltung zu liegen. Die erste Folge des Krieges wird sein, daß die Wagen für weniger Geld besser ausgestattet sein werden. Die Verbesserung des Stahls und die Erkenntnis der Kostbarkeit von Brennstoff und Gummi würden unbedingt zu Konstruktionen führen, bei denen einem verminderten Gewicht der Wagen besonderes Interesse zugewandt wird. Dies sei ein grundlegender Faktor für das Automobilwesen, da vermindertes Gewicht in jeder Weise eine Vereinfachung sowohl für Er-

zeuger wie für Käufer bedeutet. Wie einst die Damaskusschlinge wegen ihrer Leichtigkeit und Biegsamkeit unter den Degen den größten Ruhm erlangte, so werde auch der elastischste und leichteste Wagen am begehrenswertesten sein. Der Krieg hat in der modernen Metallkonstruktion die Herstellung immer elastischerer Materialien hervorgerufen, und dieser Umstand werde unbedingt dem Automobilbau dienstbar gemacht werden müssen. Man könne daher die Haupterwartung auf diesem Gebiete in die Worte zusammenfassen, daß der leichteste Kraftwagen der Wagen der Zukunft sei. Seine Herstellung sei durch die Umwandlung zahlreicher Rotoren- und Metallkriegsbetriebe in der Kraftwagenindustrie dienende Unternehmungen gewährleistet. Der Wagen der Zukunft werde vielleicht zu einem nicht geringen Teil aus Aluminium bestehen und im Vergleich zu den Konstruktionen vor dem Kriege als „federleicht“ zu bezeichnen sein.

Zivilgefangen in Frankreich. Uns wird geschrieben: Als der Krieg begann und die Franzosen in das Oberelsaß einbrangen, wurden viele Bewohner der Dörfer und Städte von der „ritzelichsten“ der Nationen in das Innere Frankreichs verschleppt, und nur wenige haben bisher über die Schweiz nach der Heimat fahren können. Welchen Drangsalierungen die in Frankreich festgehaltenen Zivilgefangenen ausgesetzt sind, darüber berichtet jetzt eine heimgekehrte Frau. „Mit einer großen Zahl Leidensgefährten war ich“, so erzählte sie, „in einem ehemaligen Kloster untergebracht. Es waren düstere Gebäude, die uns als Internat dienten. Französische Soldaten waren unsere Wächter, die mit aufgeflogentem Bajonett die Wache hielten, als gäbe es Schwerverbrecher zu hüten. An eine Bewegungsfreiheit war nicht zu denken. Nur ein enger ummauerter Hof diente zu Spaziergängen, wie sie in Deutschland auch die gemeinsten Verbrecher haben. Im Reiten rechtsum wurden wir „spazieren“ geführt. Und das war die einzige Abwechslung, die die langen Tage boten. Sonst herrschte ein Einerlei, ein stumpfes Dahinbringen der Zeit, das geisttötend wirkt und jede Lebensfreude ausschaltet. Morgens um 6 Uhr erscholl ein Trompetensignal: Die Reize! Zum Kaffeekaffee wurde wiederum ein Hornzeichen gegeben, ebenso zum Mittags- und zum Abendessen. Das Essen war verhältnismäßig nicht schlecht, aber die Art und Weise, mit der es verabfolgt wurde, ließ oft den Appetit vergehen. Die rohesten Schmähungen hagelten auf uns herab. „Voches“ war das schlimmste nicht. Mehr als einmal hieß es: „Man müßte euch einfach an die Wand stellen und erschießen!“ Die sog. „Decken“ waren unter aller Kritik. Auf einer Matte lag ein halbgefüllter, selten erneuerter Strohsack, und Decken ließen sich nur mit Schwierigkeiten beschaffen. Die Heizung genügte nicht im geringsten den Anforderungen, und in kalten Winternächten war es unmöglich zu schlafen. Mit der Zeit zerriß das Schuhzeug, das wir mitgebracht hatten. Wer noch genügend Geld besaß, konnte nach langem Hin und Her schließlich in den Besitz neuer Schuhe kommen. In unangenehmer Lage waren aber die Mittellosen. Sie erhielten nur den höhnischen Bescheid: „Schreibt doch nach Berlin, euer Wilhelm solle Schuhe kaufen!“ Es war eine harte Lebensschule, die hier durchgemacht wurde, und wir standen oftmals am Rande der Verzweiflung. Nur die Hoffnung auf den Sieg der deutschen Waffen, an den wir trotz der falschen Berichte, mit denen wir überschwemmt wurden, festensfest glaubten, hielt uns in diesem Leiden noch aufrecht. Wehe aber dem, der dieser Siegeszuversicht Ausdruck gegeben hätte! Und doch hingen die Gedanken immer nur daran, da die freien Stunden zu reichlich waren. Beschäftigung gab es für uns Frauen nicht. Als es eines Tages hieß, ich und noch einige andere kämen nach der Schweiz, da mußte ich, daß die Stunde der Befreiung schlug, und ich atmete auf, als die düsteren Mauern des Klosters hinter mir lagen. Weniger Glück hatte eine Frau, die mit mir entlassen wurde. Kurz vor der Grenze fand eine nochmalige Revision statt, und bei dieser Gelegenheit fand man Goldgeld bei ihr. Dieses „Verbrechen“ mußte sie mit Gefängnis und Zurücknahme der Entlassungsbefreiung büßen. In diese zwei Jahre in Frankreich werde ich mit Frauen denken, solange ich lebe!“ (Bens. Bln.)

Der Aufschneider. Im Pafen von Salonik, so erzählt ein französisches Blatt, unterhalten sich ein alter Grieche und ein französischer Soldat mit historischen Betrachtungen, wobei

Herausgestreichen. „Mein Vord“, erklärt der eine, „war stets das erste in der Welt, nicht nur in der Kunst und der Literatur, sondern auch in der Wissenschaft. Im Verlaufe von Ausgrabungen jahrhundertalter Überreste fand man in einer Tiefe von 15 Meter zwei Pfosten, die durch einen Kupferdraht verbunden waren. Dies beweist, daß schon unsere Vorfahren den Telegraphen erfunden hatten.“ Der andere schweigt einen Augenblick vor dieser verblüffenden Logik, faßt sich aber dann und erwidert: „Das ist sehr schön, wirklich, aber auch bei uns hat man historische Ausgrabungen veranstaltet. Man hat 35 Meter tief gegraben und nichts gefunden. . .“ „Ah, ah“, triumphiert der erste, doch der zweite fällt ein: „Ja, man hat nichts gefunden — was einwandfrei beweist, daß unsere Vorfahren bereits die drahtlose Telegraphie verwendeten.“

Der heilige Nikolaus. (Zum 6. Dezember.) Der heilige Nikolaus, der auch heute noch in verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes umhert, um die guten und fleißigen Kinder zu belohnen und zu belohnen, die schlechten und faulen aber zu bestrafen, gilt als der eigentliche Patron der Kinder, weil er nach dem Tode seines Vaters mit Hilfe der reichen Mittel, die ihm zu Gebote standen, sich unablässig als Helfer der Armen und Bedrängten, insbesondere aber der verwaiseten Kinder erwies. Noch heute ist in dem katholischen Westen und Süden unseres Vaterlandes der Nikolaustag ein Kinderfesttag; vor der Einführung der Reformation war dies überall in Deutschland der Fall. Martin Luther erwähnt in seiner Hausrechnung, die er mit seiner Frau Kätche über die Ausgaben seines Hauses aufstellt, ausdrücklich neben den Geschenken, die der Jahrmarkt für Kinder und Gesinde nötig machte, auch die des St. Niklas. In Holland und den angrenzenden Ländern ist heute Nikolaas, den nobelen Naas (der Leilige Nikolaus, der elbe Heib), der einzige Heilige, dem auch die Reformierten Verehrung zollen, im protestantischen Deutschland hingegen hat der Nikolaustag seine frühere Bedeutung als Kinderfesttag eingebüßt und sie an das Weihnachtsfest abgegeben. Als Kaufmannssohn, der anfänglich auch dem Beruf seines Vaters nachgegangen war, wurde der Heilige auch der Patron der Kaufleute. Wie viel der heilige Nikolaus bei den Kaufleuten des Mittelalters galt, kann man schon daraus ersehen, daß bis zum hertigen Tage die Hauptkirchen bedeutender Handelsstädte, wie Berlin, Hamburg usw., obwohl sie nach der Einführung der Reformation protestantisch geworden sind, nach ihm Nikolaikirchen heißen. Die Legende führt mehrere Wunder auf, die er in seiner Eigenschaft als Schutzpatron der Kaufleute vollbracht hat. Eine dieser Wundergeschichten, die von dem tatkräftigen Rechtschickensinn des Heiligen bereitetes Zeugnis ablegen, sei hier nach der Schilderung im „Passional“ wortgetreu wiedergegeben: „Einesmals war ein Mann, dem ging sehr an Gut ch. Da hat er einen Juden, daß er ihm Gold liehe. Da sprach der Jud: „Seh mir Bürgen oder Pfand!“ Da sprach er: „Wahrlich, ich mag dir weder Bürgen noch Pfand setzen. Ich will dir aber einen Eid bei Sankt Niklas schwören, daß ich dir zurückgeben will.“ Da nahm der Jud den Eid und ließ ihm das Gold. Da gewann der Christ viel mit dem Gold, das merket der Jud, und sprach: „Du sollst mir nun heim gehen.“ Sprach der Christ: „Hast du vergessen, daß ich dir gezahlet hab?“ Da erschrak der Jud sehr und sprach: „Du hast nicht recht, du hast mir nicht gezahlet. Du mußt mir einen Eid schwören darum.“ Da ließ der Christ einen höhlen Stab machen und füllet den mit Gold. Und da er dem Juden schwören mußte, da gab er ihm den Stab und sprach: „Nimm den Stab, bis ich dir geschworen.“ Das tat er mit List, daß er möchte schwören, er hält ihm das Gold gegeben. Und schwur, er hält ihm gezahlet, das er schuldig wär. Da gab ihm der Jud den Stab wieder und ging von ihm betrübt und sprach: „Ei, Sankt Niklas, was soll ich dir Gutes vertrauen? Er hält mir bei dir geschworen, und hab doch mein Gut verloren.“ Danach leget sich der Christ an die Straße und schlief ein. Da ging ein Wagen über ihn und über den Stab. Und er stürb, und der Stab zerbrach, und fiel das Gold heraus. Da sah man seine große Falschheit gar wohl. Da kam der Jud auch dazu und sah es. Da sprachen die Leut zu ihm: „Nun heb auf, was dein ist.“ Also roch sich Sankt Niklas an dem Mann . . .“

Der Begründer der „Gartenlaube“. (Zum 100. Geburtstag Ernst Reils, 6. Dezember.) Am 6. Dezember 1816 wurde in Langensalza Ernst Reil, der Begründer der „Gartenlaube“,

geboren. Er eröffnete im Sommer 1845 in Leipzig einen Verlag und ließ dort ein Jahr darauf die erste Nummer des von ihm selbst redigierten Monatsblattes „Der Leuchtturm“ erscheinen. Es lag etwas Neues und Kühnes in dieser Benennung. Aber sie war kein bloßes Aushängeschild; es war vielmehr Reils aufrichtiger Wunsch, daß das Blatt der deutschen Freiheitsbewegung die seit den Tagen des jungen Deutschland an Klarheit, Nachdruck und gewichtvollem Inhalt gewonnen und die gesamten politischen und sozialen Interessen des Volkes in ihren Kreis gezogen hatte, ein Wegweiser, ein Leuchtturm werden möchte. Fortgesetzt hing das Schwert der Untersuchungen und Prokzesse über dem Haupte Reils, aber er ging trotzdem unbeirrt seinen Weg, bis ihn schließlich doch das Verhängnis ereilte und er für neun Monate als Staatsverbrecher in Hubertusburg hinter Schloß und Riegel gesetzt ward. Hier in der stillen Abgeschlossenheit, hinter den Eisengittern, faßte Reil den Gedanken zur Herausgabe einer Wochenschrift, die in gediegener Ausstattung allen Volksklassen zu so billigem Preise dargeboten werden müßte, daß auch die weniger Bemittelten Anregung und Belehrung daraus schöpfen konnten. Im April 1851 war Reil ins Gefängnis gekommen; am 1. Januar 1853 erschien bereits die erste Nummer dieses neuen Blattes, der „Gartenlaube“, das unter seiner geschäftlichen und redaktionellen Leitung schnell einen bedeutenden Aufschwung nahm. Reil widmete dem neuen Unternehmen mit äußerster Hingabe seine volle Arbeitskraft, und das glückliche Gedeihen der Zeitschrift brachte ihm außer reichem materiellem Gewinn auch innere Befriedigung. Aber auch nach dem günstigen Wechsel der Glücksumstände ist Reil, der früher hart gegen das Schicksal hatte ankämpfen müssen, der einfache, schlichte Mann geblieben, der er immer war; und diese Bescheidenheit in äußerer Erscheinung und Lebensführung stand ihm so wohl an, weil sie der naturwüchsige unmittelbare Ausdruck seiner ganzen Wesensrichtung und seines echten Bürgerstolzes war. Im übrigen hatte Ernst Reil nur noch eine Neigung, der er neben dem unausgesetzten Bestreben auf Förderung der „Gartenlaube“ durch den gewonnenen reichen Überfluß an Mitteln in ausgedehntem Maße Ausdruck verlieh: das war das tiefinnere Bedürfnis nach Wohlthun und Wohltun, nach Betätigung seines tiefen Erbarmens mit Unglück und Not. Seine nächste Umgebung kannte diesen Zug edler Menschenfreundlichkeit genau und hat sein Arbeitszimmer scherzhaft und mit gutem Recht das „Wohltätigkeitsbureau“ genannt. War irgendwer in Bedrängnis oder Verlegenheit, so schrieb er kurzerhand an den „guten Gartenlauben-Redakteur“; viele reichten auch nach Leipzig um Reil ihre nicht selten ziemlich absonderlichen Bitten und Anliegen ans Herz zu legen. Nicht alle Wünsche natürlich konnten erfüllt werden, aber unausgesetzt gab und half er nach allen Seiten mit häufig sehr erheblichen Beträgen Bekannten und Unbekannten aus der eigenen Tasche. Er scheute nicht zeitraubende Schreibereien und beschwerliche Gänge, um durch Rat und Tat, durch Empfehlung und Verwendung auch da zu helfen, wo es über eigene Schuld hinwegzusehen, gegen begangene Fehler und menschliche Verirrungen Rücksicht zu üben galt. Zahlreichen Familien und alleinstehenden hilflosen alten Leuten hat er seine Unterstützung und Hilfe dauernd zugewendet, und viele junge Menschen verdanken ihm ihre Ausbildung in dem ihnen zuzugedachten Beruf. Zu großen Ballen häuften sich nach und nach die Altenstücke, Quittungen, Rechnungen, Briefkopien und Dankesbriefe, die er in einem vor unbefugten Blicken streng verschlossenen Kasten aufbewahrte. Er hatte eine zartfühlende Art des Wohlthuns, die allen, denen er half, jede Demütigung zu ersparen suchte, und nichts konnte ihn mehr verdrießen, als wenn am gemüthlichen Viertisch im Freundeskreis das Gespräch auf sein in der Stille geübtes humanitäres Wirken kam, von dem er kein Wesens machen wollte. Als Ernst Reil im Frühling 1878 zur letzten Ruhe geleitet wurde, da war von den ungezählten Kränzen, die den Sarg schmückten, ein erkledlich Teil „dem edlen Menschenfreund und unbergesslichen Wohlthäter“ zugeeignet. Und in einem Nachruf auf ihn standen die Verse: „Ein Anwalt warst du allen, die da litten, bereit zur Hilfe, ohne Falsch im Rat; Weichherzig fanden dich der Armut Bitten, und keiner bat umsonst, der würdig hat.“